ler, Maler, geb., Dresden. 1840: Rud. Baumbach, geb., Kranichfeld. 1868: König Karlos von Portugal, geb. 1888: Einweihung des Nationaldenkmals auf dem Niederwald. 1895: L. Pasteur, gest., Ville neuve l'Etang.

Eine neue „Komposition"

hat der Kaiser jüngst — zwar nicht selbst verfaßt, aber angeregt. Wie die Königsberger Hart. Ztg. erzählt, sollte bei dem Besuch des Kaisers in Paith abends die Strecke geblasen werden. Einer der Forstbeamten hatte aber kaum einige Stöße ins Horn getan, als ihn auch schon der Kaiser mit den Worten: „Das ist ja „Hirsch tot"! unterbrach; als aber ein Leibjäger meinte, daß es ein „Eich tor" ja gar nicht gebe, bemerkte der Monarch: „Dann muß für's nächste Jahr eins komponiert werden."

Eine schwimmende Schule.

Am 15. September ist der Dampfer „Pennsylvania" als schwimmendes College unter dem Befehl des Commander E. H. Harlow von der Marine der Vereinigten Staaten von Providence, Rhode Island, abgefahren. An Bord befanden sich 250 junge Amerikaner, die während der neun Monate dauernden Kreuzfahrt ihre gewöhnlichen Studien fortsetzen sollen, als ob sie am Lande wären. Die „Pennsylvania" wird am 7. Oktober in Edinburg eintreffen und dann Antwerpen, London Le Havre (für Paris), Lissabon, Gibraltar, die Mittelmeerhäfen und die westindischen Inseln anlaufen und etwa im Juni 1905 nach einer Fahrt von 19 000 Meilen nach den Vereinigten Staaten zurückkehren. Die Knaben werden zum Berufsstudium oder zu einer geschäftlichen Laufbahn vorbereitet. Die jungen Leute, die klassischen Studien obliegen, werden sie auf heimatlichem Boden betreiben können, da ihretwegen Athen und Rom besucht werden. In den verschiedenen Häfen, die angelaufen werden sollen, werden sie Gelegenheit haben, alle modernen europäischen Sprachen zu hören. Zu den gewöhnlichen Studien kommen noch wöchentliche Vorlesungen über Ethik und Hygiene. Auf Wunsch der Eltern kann auch die Schiffahrtkunde praktisch gelehrt werden. Das schwimmende College wird jedenfalls seine Schüler sehr viel weiter bringen, als die entsprechende Lehranstalt auf dem Lande, soweit die tatsächliche Kenntnis der Welt in Betracht kommt. Die Kosten der Unterhaltung und des Unterrichts betragen für jeden Schüler 5120 Mark für die Fahrt.

Ein Seebeben im Stillen Ozean.

Der Stille Ozean, der seinen Namen überhaupt ganz mit Unrecht trägt, hat außer den durch seine gewaltige Ausdehnung, seine Strömungen und Stürme bedingten Gefahren noch andere bedenkliche Eigenheiten, die wohl damit in Zusammenhang stehen, daß er wie kein anderes Weltmeer von Vulkanen umrandet und erfüllt ist. Die Ostküste von Asien und die Westküste von Amerika sind in ihrer ganzen Ausdehnung mit Vulkanen besetzt, die Inselgruppen enthalten gleichfalls viele vulkanische Inseln mit zum Teil großartiger Tätigkeit, und dazu kommen jedenfalls noch unterm eerische Vulkane, von denen man freilich wenig weiß. Längs der Südküste von Kalifornien ist jetzt ein sogenanntes Seebeben beobachtet worden, das wieder einmal auf derartige Erschütterungen des Ozeans hinweist. Die Eigenart des Seebebens besteht darin, daß das Meer plötzlich in mächtigen Wellen aufschwillt, ohne daß in den Verhältnissen von Wind und Wetter ein Grund dafür erkannt werden kann. Riesenwogen bis zu 12 Meter Höhe drangen gegen die kalifornische Küste an und verursachten einen Schaden, dessen Ausdehnung vorläufig noch nicht hat abgeschätzt werden können. Der Hafen von Hueneme, wo die See gewöhnlich ruhig ist wie in einem Teich, ist völlig zerstört worden, ebenso wahrscheinlich der erst im Bau begriffene Tiefseehafen in San Pedro. Auf den Terminal-Inseln drang die See [illegible] Land ein, sodaß Hunderte von Leuten an [illegible] gehen mußten, um die entstandenen Wasserl[illegible] Sand aufzufüllen. Auch zahlreiche Landhäuser sind von der Flut fortgeschwemmt worden. Nach früheren Erfahrungen muß man annehmen, daß ein Vulkanausbruch das Meer aus seinem Gleichgewicht gerüttelt hatte. Man spricht in diesem Zusammenhang [illegible]ohl noch von Erdbebenwellen. Da aber bisher weder von einem bedeutenden Erdbeben, noch von einer Eruption in jenen Gebieten etwas verlautet hat, so bleibt vorläufig nur der Schluß, daß eine vulkanische Katastrophe entweder auf einer kleinen, selten besuchten Insel des Stillen Ozeans oder unterm eerisch stattgefunden hat.

Ein Kolonialreich aus vorgeschichtlicher Zeit.

In wenigen Jahren haben sich mit Rücksicht auf die Kenntnis der Vorgeschichte Griechenlands wahre Umwälzungen vollzogen, deren Tragweite noch nicht ganz abzusehen ist. Es war unser Heinrich Schliemann, der als erster Reste einer ansehnlichen vorgeschichtlichen Kultur an den Plätzen Mykenä und Tiryns aufdeckte, und seitdem spricht man von ihr als dem „Mykenischen Zeitalter". Auch dieser Name aber wird wohl fallen müssen, denn der eigentliche Sitz dieser Kultur scheint durchaus nicht in der alten Hauptstadt Agamemnons gewesen zu sein, sondern auf der Insel Kreta, also im Reich des alten Minos, wo die Sagen vom Labyrinth, vom Minotauros, von der Ariadne, von Dädalos usw. spielen. Die Ausgrabungen, die namentlich von englischen Forschern auf Kreta ausgeführt worden sind, haben erstaunliche Aufklärungen gebracht, beispielsweise auch das berühmte Labyrinth zutage gefördert und lassen überhaupt jene Sagen in einem ganz neuen Licht erscheinen. Freilich muß dies Zeitalter noch immer als ein vorgeschichtliches bezeichnet werden, aber es wird vielleicht ein geschichtliches werden; es sind nämlich schriftliche Urkunden erhalten geblieben, man kann sie nur noch nicht lesen. Wenn das einmal gelungen sein wird, können wir wichtige Enthüllungen erwarten. Wahrscheinlich haben all die Sagen vom Trojanischen Krieg, vom Feldzug der Sieben gegen Theben, vom Schicksal der Atriden und der Minyer eine stark historische Unterlage.

Zu den wichtigsten Ueberlieferungen gehören die von der Seeherrschaft der Kreter unter ihrem großen und weisen König Minos. Ob die Namen der damaligen Heroen Minos, Dädalos usw. geheißen haben mögen oder, wie es wahrscheinlich ist, ganz anders, bleibt sich gleich. Wir haben durch die Ausgrabungen auf Kreta und den Nachbarinseln die sichere Tatsache erfahren, daß die Insel Kreta damals, lange vor Beginn der eigentlichen griechischen Geschichte, eine imposante Seemacht geschaffen hatte, die einem nicht kleinen Teil des Mittelmeers ihre Gesetze vorschreiben konnte. Die Kreter haben die Küste von Attika, der Platz des späteren Athen, besetzt; sie haben in Kleinasien, in Sizilien und sicher auch an vielen anderen Stellen Kolonien gegründet. In Ägypten müssen sie einen sehr lebhaften Seeverkehr unterhalten haben, denn sie haben von den Bewohnern des Nillands manche Kunstfertigkeit gelernt, von der jetzt Ueberbleibsel in Kreta gefunden worden sind. Auf diesem Boden haben wir auch einen Begriff von dem Alter der kretischen Herrschaft bekommen. Die eigentümlich lichtblauen Fayencen, die von den Kretern nachgeahmt worden, wurden in Ägypten rund um 3- und 4- Jahrtausend vor Christi Geburt, später nicht mehr angefertigt, so daß wir ganz bestimmt annehmen können, daß die Blüte des kretischen Kolonialreichs mindestens bis in das Jahr 2000 hinaufreichen muß.

Die Bezeichnung „Kolonialreich" ist nach dem jetzt Gefagten zutreffend, und es sind auch noch deutliche Reste attkretischer Kolonien gefunden worden. Ein staatliche Ansiedlung, die unzweifelhaft auf jene Zeit zurückzuführen ist, hat sich auf der Insel Melos, de Kreta zunächst liegenden Insel in der Gruppe de Inseln, erhoben. Die Ausgrabungen haben dort bei dem Ort Phylakopi eine stark befestigte Niederlassung bloßgelegt, die aus dem „Minoischen" Zeitalter stammt. Daß aber auch dies noch nicht den Anfang der Kultur auf jenen Inseln gebildet hat, beweist die Entdeckung, daß die kretische Kolonie ihrerseits schon auf den Ruinen einer noch älteren Stadt errichtet wurde, die wohl von den Eingeborenen der Insel erbaut worden war.

Wie amerikanische Nabobs spielen.

Die reichen Amerikaner kehren jetzt von ihren Ferienaufenthalten allmählich wieder zurück und gar manche fabelhaften Geschichten werden nun laut, wenn sie von ihren Erlebnissen erzählen. Die amerikanischen Millionäre brauchen ja mit ihrem Gelde gerade nicht sehr sparsam zu sein, aber ihre Sucht, Geld zu vergeuden, wird doch manchmal zur Manie. Erst vor wenigen Tagen verlor John W. Gates, ein bekannter Newyorker Millionär, in fünf Stunden beim Pharao 240 000 Mark, so leicht und auf immer, wie ein Rauch, der sich in der Luft auflöst. Mr. Gates war durch den Verlust dieses Vermögens so wenig aufgeregt, als wenn er einen Groschen verloren hätte. Er verzichtet sehr gern auf das Geld, denn er hat noch 80 Millionen Mark, die ihn vor Not schützen. Pharao ist das Opium und das Betäubungsmittel für jeden echten Spieler. Bei diesem Spiel gewann ein anderer Amerikaner zunächst 120 000 Mark und dann noch 200 000 Mark, doch den dritten Tag verlor er alles Gewonnene und noch [illegible]0 000 Mark dazu. Ein dritter Amerikaner schlug den Rekord in der Anzahl der bei dem Spiel eingegangenen Wetten. Er machte über siebzig an einem Tag, indem er von Tisch zu Tisch eilte, die Hände mit Gold gefüllt, das er auf die Karten rollen ließ. Er machte über 70 Wetten an einem Tag und wurde um 1 000 000 Mark erleichtert, eine ganz schöne Ausgabe für einen Ferientag.

* „Ich bin fors Flanzvolle und Elejante."

Weshalb man in manchen Kreisen nicht für das Heidelberger Schloß schwärmt, erfährt man aus folgendem bettern Vorkommnis, über welches das Heidelberger Tagebl. berichtet: In eine Buchhandlung Heidelbergs trat dieser Tage eine elegant gekleidete nordd eutsche Dame. Sie verlangte eine Hofkalender, blätterte darin, fragte nach allerlei Staatskalendern, augenscheinlich um sich ein gewisses Ansehen zu geben, und knüpfte dann ein Gespräch an. „Heidelberg", so sagte sie, „ist aber recht langweilig, hier ist ja gar nichts zu sehen; ich glaubte, hier wäre viel los; Herrenalb ist doch viel schöner und bietet mehr. Das bißchen Umgegend hat man ja überall, und davon braucht man doch kein Wesen zu machen." — „Aber das Schloß?" wagte einer der anwesenden Herren die Dame zu unterbrechen. — „Ach, Schlösser," war ihre Antwort, „die bleiben sich doch immer gleich; bei uns auf den Gütern sind viel schönere, und wenn man das Berliner Schloß gesehen, kann einem ein anderes nicht imponieren. (!) Schloß bleibt Schloß, und darum kam ich nicht her." Als ihr nun bedeutet wurde, daß es doch einen Unterschied gebe, und man sie auf Bilder des herrlichen Heidelberger Schlosses aufmerksam machte, sagte sie: „Das ist ja alles kaput, und die meisten Häuser haben kein Dach. Das ist ja so langweilig; nein, da gehe ich nicht hin, wissen Sie, ich bin für das Glanzvolle und Elegante." Sprach's und rauschte hinaus.

Ueber die Helgolandfahrt

des sozialdemokratischen Parteitages philosophiert ein Bremer Bericht der Frankfurter Zeitung vom 23. d. Monats: Vorgestern war es schön, heute ist es auch schön, nur ausgerechnet gestern war ungünstiges Wetter, trüb, kalt, das Meer bewegt. Regie muß wohl benachrichtigt worden sein. Infolgedessen hatten die Genossen, die gestern nach Helgoland fuhren, viel zu leiden. Im allgemeinen sollen sich dabei die Revisionisten besser gehalten haben als die Radikalen. Ein Psychologe würde das auf die empfindsamere Konstitution der Radikalen zurückführen, aber das wäre nicht richtig. Die bemerkenswerte Tatsache, daß die Revisionisten der Seekrankheit entgingen, ist nur wieder ein Beweis der Verworfenheit dieser Leute. Bei einem revolutionären Magen kommt einmal mehr der Magen. Von den Olympiern war nur Vollmar mitgefahren, der seefest ist. Die anderen fürchteten wohl, von ihren Anhängern eingeholt, wenn man sie in wenig würdiger Situation erfinden würde.

Eine lustige Geschichte

erzählt man sich dieser Tage, wie die Kreuzzeitung erzählt, in der belebtesten Straßen auf einem nur schrank besetzten Omnibus. Man hörte plötzlich auf dem Dach des Wagens ein furchtbares Getöse, so daß der Schaffner und ein zufällig in dem Wagen befindlicher Polizist sofort herausstürzten. Oben fanden sie eine junge Dame, die ängstlich auf einem Sitz hockte, und noch immer die furchterregenden Töne ausstieß. Auf dem Sitz vor ihr saß ein ältlicher Herr, der mit seinem Spazierstock wie wütend auf etwas losfuhrwerkte, was sich auf dem Boden bewegte. Nähere Untersuchung ergab, daß es sich um einen riesigen lebendigen Aal handelte, der aus dem Korbe entkommen war, den der ältliche Herr neben sich stehen hatte. Dem Aal gelang es glücklich, den Schlägen des Herrn zu entkommen; er kam bis zu den Rand des Wagens und fiel dann von dort auf die Straße hinab, wo er prompt von einem Straßenjungen eingefangen und mitgenommen wurde.

Vom Büchertisch.

Für Mütter. Zu den heiligsten, aber auch den schwierigsten Pflichten der christlichen Mutter zählt wohl die, in den ihr von Gott anvertrauten kindlichen Seelen schon in frühester Zeit religiöse Gefühle zu erwecken, sie ihren Schöpfer lieben lernen und ihnen beizubringen, daß auch ihnen bereits religiöse Verpflichtungen obliegen. Recht herrliche Belehrungen dieser Art hat seinerzeit die berühmte Gräfin de Flavigny für ihre inder niedergeschrieben und als Kindergebetbüchlein veröffentlicht, welches Werkchen nunmehr unter dem Titel **„Das Buch der christlichen Kindheit", Religiöse Belehrungen einer Mutter für ihre Kinder"** im Verlage von Anton Pustet in Salzburg in deutscher Sprache erschienen ist. Die in diesem Büchlein enthaltenen Belehrungen und Gebete sind so inniger Art, wie wir sie noch nirgends fanden; sie atmen echt mütterlichen, tiefreligiösen Geist und sind wohl jeder Mutter aus der Seele geschrieben. Es ist zu den Preisen von 1.—, 1.20, 1.75 und 2.30 Mark zu beziehen.

Verantwortlicher Redakteur Ed. Berhülsdonk in Bochum.
Verlag und Rotationsdruck der Märkischen Vereinsdruckerei.



Nr. 233. 28. Septbr. 1904.

Mit Feuer und Schwert.

Roman aus dem großen Bauernkriege
von Felix Rabor.

Nachdruck verboten.

Die Aebtissin hatte angeordnet, daß dieses Gebet jeden Tag gebetet werde, um vom Himmel Mut und Hilfe zu erflehen. Als das letzte Wort verhallt war, kniete die Aebtissin an ihrem Betpult nieder und sprach mit gefalteten Händen, den Blick vertrauensvoll auf den Altar gerichtet: „O Gott, Du Freund und Beschützer des Friedens, gib allen unsern Feinden den wahren Frieden und Verzeihung ihrer Schuld. Uns aber bewahre nach Deiner Macht vor allen ihren Anschlägen. Durch Christum unseren Herrn."

Darauf erhob sie sich und sagte: „Meine Schwestern, wir wissen weder Tag noch Stunde, wenn der Feind über uns kommt. Darum wollen wir uns bereit halten und aus den Händen des Priesters das heilige Sakrament empfangen. Daß wir stark werden und ausharren. Und treu bleiben im Glauben und fest in der Liebe zu unserm Heiland, der uns zu seinen Bräuten auserwählt hat. Für ihn wollen wir kämpfen, leiden und sterben! Lieber den Tod erleiden — als daß eine unreine Hand uns berühre. Sterben in Erfüllung unserer Pflicht, streben in Liebe zu Jesus, sterben in Reinheit und Gnade — was kann es Schöneres geben! Und nun treten wir herzu zum Tische des Herrn und empfangen das hl. Sakrament. Und traget den Frieden nicht allein auf Euren Lippen, sondern in Eurem Herzen . . ."

Darauf reichte ihnen der Priester den hl. Leib und dazu erklang ein wunderbar süßer Gesang:

O sacrum convivium . . .

Als die letzte Hostie aus dem Ciborium genommen war, nahm der Priester aus dem Tabernakel die Monstranz mit dem hl. Sakrament, beräucherte es und schritt zum Chorgitter, um die im Schiffe der Kirche versammelten Beter zu segnen.

Zu gleicher Zeit ward die ewige Lampe gelöscht. Als der rötliche Schimmer erlosch, tönten leise Schmerzensschreie durch den Chor und die Augen füllten sich mit Tränen. Das ewige Licht ist das schönste Symbol des katholischen Glaubens; es versinnbildlicht die ewige Liebe Jesus Christus, der selber das Licht der Welt ist. Und es zeigt die Gegenwart Christi im hl. Sakrament an. Wo das ewige Licht nicht brennt, da ist es, als ob die Sonne erloschen wäre . . .

Mit brennenden Kerzen in den Händen begleiteter die Nonnen die Monstranz zur kleinen Kapelle, weil dort die hl. Eucharistie sicherer geborgen war, als in der Kirche, die bei einem etwaigen Ueberfall ihrer Schätze wegen das erste Ziel der Empörer sein würde.

Nun war auch die letzte Nonne hinter dem niederen Pförtlein verschwunden, kein Lichtlein flammte mehr in der Kirche, kein Laut ertönte — nur kleine weiße Weihrauchwolken schwebten gleich Engelsflügeln um Säulen und Altäre und ein süßer Duft zog durch den stillen Raum. . . .

Als Angla wieder draußen im Garten stand, sagte sie: „Ach, Fräulein, ich kann Euch gar nicht sagen, wie mir gewesen ist, als die guten Schwestern die Kirche verließen. Wie ein Leichenzug ist es mir vorgekommen. Und doch wäre ich mit Freuden in ihre Reihen getreten. Ich weiß nicht, wie mir ist: Das einemal möchte ich den Schleier nehmen — und ein andermal lockt es mich hinaus in die lachende sonnige Welt. Was soll ich nur nun?"

„Warten Kind! Du bist noch zu jung, um jetzt schon einen Entschluß zu fassen, der Dich fürs ganze Leben bindet und der Dich später vielleicht reuen könnte. Warten — und auf Gott vertrauen."

3. Kapitel.

Zur selben Stunde, als sich dies im Kloster Lichtenstern zutrug, stand unter dem weitgeöffneten Bogenfenster im Wohngemach der Burg zu Weinsberg Graf Helfenstein und blickte ins Land hinaus. Sein dunkles Auge blitzte in jugendlichem Feuer und die schlanke, sehnige Gestalt in der pelzverbrämten Damastjacke reckte sich höher, als sich jetzt die Türe öffnete und eine Frau von wunderbarer Schönheit in das Gemach trat. In goldenen Wellen floß ihr das Haar bis zu dem glänzenden Goldgürtel nieder, der das reiche Samtgewand und die schlanken Hüften umspannte. Aus dem edelgeschnittenen Gesicht mit den blauen Augen leuchtete Herzensgüte und um den feinen Mund lag ein freundiges Lächeln. Das war Margarete, seine Gemahlin. Graf Ludwig von Helfenstein ging ihr mit ausgestreckten Händen entgegen und zog sie an seine Brust. „Margarete," sagte er voll Freude, „wie Du schön bist! Wie eine Rose im Maientau. Da hast Du den Morgenkuß! Und wo bleibt unser kleiner Bub', der Max?"

„Gleich wird ihn die Amme bringen, Ludwig," erwiderte sie mit leisem Erröten. Da öffnete sich schon die Türe und das junge Gräflein trippelte herein, ein hübsches Kind von zwei Jahren, mit hellen Locken um das frische Kindergesicht. Der Knabe stieß einen lauten Freudenschrei aus, warf sich seinem Vater in die Arme, und die beiden Eltern herzten und küßten ihr Kind, daß es unter ihren Küssen und Liebkosungen fast zu ersticken drohte. Als der Knabe genug hatte, riß er sich lustig-lachend los, stellte sich mit gespreizten Beinchen keck vor seinen Vater hin und sagte: „Jetzt will ich reiten!"

So nahm ihn der Graf aufs Knie, faßte ihn bei den ausgestreckten Händchen und ließ ihn auf- und abhüpfen. Der Knabe lachte aus vollem Halse und rief: „Höher, höher — Hopp, hopp!"

Als er auch daran genug hatte, faßte er seinen Vater bei der Hand und zog ihn mit sich fort. „Recht reiten will Max'lein, auf großem Pferd! Und Spieß und Helm."

Während die beiden hinabstiegen in den Burghof, stand die Gräfin am Fenster und schaute ihnen mit glücklichem Lächeln nach. Ihr Gesicht war vor Freude gerötet und die Augen lachten vor Glück. „Mein Ludwig! Mein lieber kleiner Max! Ach, was ich glücklich bin und froh!"

Ihre Augen blickten hinaus ins Land, das in leuchtender Schönheit zu ihren Füßen lag. Unter dem Fenster streckte eine Linde ihre schwankenden Aeste empor und in ihrem Gezweig schmetterte ein Edelfink sein lustiges Lied in den jungen Morgen hinein.

Am Fuße des Burghofes klomm die Stadt Weinsberg mit ihren krummen, engen Gassen in dem Gewirr von Häusern, Mauern und Türmen der Hügel empor und ihre Mauerkronen und Zinnen blitzten und funkelten im Sonnenschein.

Gegen Osten übersah sie das reizende Weinsberger Tal mit den sanften Höhenzügen. Ueberall lagen zwischen Obstbäumen und Rebgeländen freundliche Dörfer, Weiler und stattliche Höfe — und wie ein lieber Stern grüßt Kloster Lichtenstern herunter mit seinen schlanken Türmlein.

Ein Bild voll Schönheit und Poesie, eingerahmt von teils rebenbewachsenen, teils waldigen Hügelzügen und im Hintergrund geschlossen von der hochansteigenden waldreichen Terrasse der Löwensteiner Berge und des Mainhardter Waldes, über deren dunklen Kämmen der frische Morgendust wie ein weißer, von goldblitzenden Fäden durchzogener Schleier lag!

Während die Gräfin bald in das schöne Land hinausblickte, bald hinabsah in den Burghof, wo ihr Gatte mit dem kleinen Söhnlein spielte, tönten vom Turm herab laute Hornstöße, die Zugbrücke rasselte nieder und zwei Ritter mit kleinem Troß ritten durchs Tor.

„Nun, da seid Ihr ja, heil und gesund," rief Graf Ludwig und ging den beiden entgegen. „Ein bißchen zerschrammt und zerschunden, Hans Diether, aber aus den Augen blitzt das alte Feuer. Und Junker Berchtold — hat sich der die goldenen Sporen verdient?"

Der Junker schüttelte mißmutig das Lockenhaupt. „Es ist nichts zu holen jetzt," sagte er mürrisch, „die Ritter haben anderes zu tun. Sie schlagen Bauernschädel ein, das dünkt ihnen besser, denn Ritterschlag."

„Oho," lachte der Graf, „mir scheint, dem Junker ist's unlieb, weil's gegen die Bauern geht. Aber nur getrost, Berchtold, die goldenen Sporen, soll Du haben und wenn ich sie Dir vom Kaiser erbitten müßt'!"

Der Junker machte sich an seinem Pferd zu schaffen und brummte: „Ich 'gehr' sie gar nicht, die gol-

denen Sporen. Seit der Kirmes in Böckingen, letzten Herbst, weiß nicht nicht, wohin ich halten soll. Ein Edelmann bin ich — und mein Bauerndirnlein ist mir lieb geworden, wie nichts sonst in der Welt!"

Hans Diether stieg an der Seite des Grafen zum Palatz empor, wo ihn die Gräfin begrüßte. „Was bringt Ihr für Mär'?" fragte sie und in ihr frohes Gesicht mischte sich ein leichter Zug von Sorge.

Hans Diether schüttelte den Kopf. „Nichts Gutes," sagte er. „Frau Gräfin, Ihr dürft eines glauben, wir gehen schlimmen Zeiten entgegen. Ueberall gärt's, überall reckt der Bundschuh sein dräuend Haupt empor."

„Potz Blitz," brach der Graf lachend los, „wenn ich Dich nicht kennen würde, könnte man meinen, Du hättest von einem Hasen das Herz! Hans Diether, Du stellst doch sonst Deinen Mann: was sieht' Dich auf einmal an?"

„Man soll die Sach' nicht zu leicht nehmen," sagte Hans Diether warnend. „Jetzt Hornissen können den besten Gaul totstechen. Und die Bauern sind derzeit noch wilder und bösartiger als Wespen und Hornissen."

Der Graf schnippte mit den Fingern und lachte. „Die Hornissen zwischen Leinslinger und Daunen, ein Drücken — und hin sind sie!"

„Dies'mal nicht," sagte Hans Diether. „Es sind ihrer zu viel! Im Ernst: hast mit vernommen, wie sich in der Grafschaft Stühlingen, dem Reichslehen, die Bauern zusammentan haben mit Hans Müller von Bulgenbach an der Spitze? Haben ihm allen Dienst und Fronen abgesagt und wollten in allem frei sein. Desgleichen im Kletgau und im ganzen Hegau, wo Jost Fritz das Volk aufgewiegelt. Im Allgäu erklärten die Bauern am 14. Hornung zum erstes Jahres, daß sie inskünftig weder Zins noch Steuern entrichten, ihren Herren in keinen Dingen mehr gehorsam sein, überhaupt keine Herren mehr haben wollten."

„Bruder, denen gehört die Faust an die Gurgel, da werden sie bald zahm sein," rief der Graf eifrig und machte eine drohende Gebärde.

„Es sind der Ritterfäuste zu wenig," sagte Hans Diether. „In Oberschwaben haben sich die Bauern zu einer „christlichen Vereinigung" zusammentan und ihre „zwölf Hauptartikel" übers ganze Land verbreitet. Das „Bauernevangelium" nennen sie es. Ist Dir der Wisch noch nicht über die Maner gekommen? Wart' nur noch ein Weilchen, so flattern die weißen Blätter wie Sturmvögel in der Luft herum. Die Bauern im ganzen Land sind darauf versessen als wie der Teufel auf die arme Seel'. Wer's selber nicht lesen kann, geht zum Prädikanten und laßt sich's vorlesen."

„Wird was Rechtes sein!" rief Graf Ludwig grimmig und ballte die Faust. „Frech wie die Mücken wird das Volk. Es ist nimmer mit anzusehen. Gleich losfahren möcht' man, und mit dem Schwert drein schlagen."

„Weißt Du, wie's die Bauern in Kempten getrieben? Da haben die Allgäuer Bauern Kloster und Stift eingenommen, die Kirche geplündert, zerrissen und keinen Nagel in der Wand gelassen; und allen Ornat im Münster zerstört, Altäre und Bilder zerschlagen und Altartücher, Meßgewänder, Meßbücher, Kelche und alles, was sie gefunden zerrissen; Vieh und Schafe erschlagen und halb roh gegessen; alle Gemächer im Kloster zerstört; die Fenster im Münster eingeschlagen und gehaust, als wie die Türken. Alle Gemälde zerstört, alle Bilder herabgeworfen und unserer Lieben Frau den Kopf abgeschlagen! Den Taufbrunnen erbrochen und ausgeschüttet, das Sakramentshaus zerschlagen und der hl. Frau Leichnam herausgenommen und unehrlich ausgeschüttet . . ."*)

„Aber die sind ja schlimmer als Türken und Heiden!" rief Graf Ludwig in hellem Zorn.

„Hast recht, Brukterberg," sagte Hans Diether. „In Sankt Blasien im Schwarzwald haben die Bauern die heiligen Gebeine, so in köstlich eingefaßten Särgen lagen, mit edlen Gesteinen und Eisenbein gefaßt und aufgesuchen — die haben sie zerschlagen, die Steine herausgenommen, die Heiligtümer unter die Füße geworfen und zertreten, den Fronaltar zerschlagen, welcher mit köstlichem edlen Gestein überglitzt und verziert war, das Sakramentshäuslein aufgebrochen und zerschlagen! Drunten in ein verruchter Bauer gewesen, der hat die Partikel des hl. Sakraments herausgenommen und gesprochen: er wolle einmal genug Herrgott fressen, und die also verschlungen. Sie gingen bis über die Knoden im Wein und tranken, daß sie keine Vernunft mehr hatten und in den Winkeln lagen als wie die unvernünftigen Tiere . . ."**)

„Und die Bürger sahen dem ruhig zu?" fragte der Graf. Hans Diether zuckte die Achseln. „Zu Memmingen, Kempten, Kaufbeuren, Isny, Leutkirch, Biberach und Ulm paktieren die Bürger mit den Bauern und sie erhielten durch gemeines Volk, das den Magistrat und den Ehrbarkeiten die Macht aus den Händen gerissen hatte, Waffen und Lebensmittel und haben sie noch gestärkt in ihrem bösen Fürnehmen."

Der Graf schlug mit der Faust auf den Eichentisch, daß das Zimmer dröhnte. „Da schlag' doch ein Wetter drein," rief er. „Und die Adligen? Und der Schwäbische Bund? Haben die etwa die Schlafmützen über die Ohren gezogen?"

„Es haben wohl Verhandlungen zwischen den Bauern und dem Schwäbischen Bund stattgefunden, aber sie waren von beiden Seiten nicht ehrlich gemeint. Der Bund hat die Bauern hinzuhalten gesucht, bis Herr Truchseß Georg von Waldburg, des Schwäbischen Bundes Feldherr, hinlänglich Streitkräfte gesammelt und geordnet hatte. Die Bauern hingegen haben ihrerseits beschlossen, die Stände des Bundes zu vertreiben, alle Klöster und Gotteshäuser und den gemeinen Adel im Land zu vertilgen und ihres Gefallens zu leben in ihren Gittern."

„Und das läßt sich Herr Jörg Truchseß gefallen? Warum fährt er nit mit seinen getreuen Landsknechten unter sie, als wie der Habicht unter die Hühner?"

„Mit den Landsknechten ist es eine schlimme Sache. Herrenlose Landsknechte laufen den Aufständischen scharenweise zu, und ein großer Teil der Landsknechte, der in Diensten des Bundes steht, weigert sich, gegen die Bauern zu ziehen; weil sie nicht wider ihre Brüder ziehen wollen, wie sie sagen. Graf Ludwig, ich sage Dir, es gärt aller Orten und in wenig Wochen schon kann der giftige Drache auch hier herum sein höllisch Feuer ausspeien. Man sagt, in Schwaben allein hätten sich bei dreimalhunderttausend Mann in den Bund der Aufrührer einschreiben lassen. Und darum so schickt mich Herr Jörg Truchseß zu Waldburg an alle Getreuen vom Adel und läßt ihnen sagen: sie sollen sich vorsehen und zusammenstehen und sich ihrer Haut wehren. Er kann mit seinem Bundischen Heer jetzt nichts für die anderen tun, weil er sich mit den Allgäuer Bauern und den mächtigen Bauernheeren in Oberschwaben herumschlagen muß. Aber das soll ich ihm sagen, der Sporen und Stiefel „Bundschuh" völlig niedergezwungen und zertreten hat."

„Und hast Du Briefe vom Truchseß an die einzelnen Ritter und Herren?"

„Nein, es soll von Mund zu Mund gehen. Darum will ich um und um reiten vom Neckar bis hinüber zur Tauber und die vom Adel warnen, daß sie sich vorsehen. Insonderheit den Götz von Berlichingen auf Burg Hornstein."

„Derselbige mit der eisernen Hand?"

„Derselbe. Von dem es heißt, daß er sich mit den Bauern verbrüdern wolle. Und der Florian Geyer auf Burg Giebelstadt."

„Ist er auch der Sache des Adels abtrünnig? Ja, Du mein — auf wen ist dann noch Verlaß? Da muß man sich freilich vorsehen. Aber Bruderherz, den beiden sollst Du die Höll' heiß machen, daß sie nicht umfatteln. Reit, Bruder, reit! Reit drei Gaule zu Schanden — aber schweiß uns die beiden fest. Es wär eine Schand und Schmach, wenn die sich von uns abtun wollten."

„Gleich reit' ich weiter," sagte Hans Diether, „nur um einen kleinen Imbiß bitt ich für mich und den Junker."

„Was ist dem über den Bauch gelossen? Er macht ein Gesicht wie ein Apriltag."

„Weil er bald verliebt ist, der arme Kerl. Und zwar in ein Bauerndirnlein, welches aber ausschaut als wie ein Edelfräulein. Die kann er doch niemals freien. Und dann hat er mir keine Ruh gelassen, bis wir hinübergeritten sind nach Böckingen auf den Kapenhof. Da finden wir den Hof niedergebrannt und von dem Bolger und seinem flachshaarigen Kind nicht die Spur."

„Glaub' ich, Hans Diether! Die sitzt wohlgeborgen hinter den Klostermauern zu Lichtenstern. Und ist Deiner Herzliebsten Busenfreundin."

„Was Du nicht sagst! Da muß ich so wie so in aller Eil hinüberreiten und meiner lieben Braut in die Augen schauen. Was die sich freuen wird! Und erst der Junker Berchtold, wenn er sein sein Maidelein wiederfindet."

„Du's, Hans Diether! Und sollt es schlimm gehen drüben im Kloster, so ist der Helfenstein auch noch da, der für das Kloster und seine Insassen einsteht mit Faust und Schwert. Kannst ruhig fahren, Bruder. Wir wollen uns gleich vorsehen. Unsere Mauern sind fest und die Gräben tief. Zwinger, Tor und Turm sind in gutem Stand. Dahinter sind wir wohlgeborgen und Deine Braut mag zu uns kommen, wann es ihr beliebt. Gleich will ich mich vorsehen mit Pulver und Blei, und Proviant in die Burg schaffen lassen: Wasser, Wein, Holz, Mehl und Speck. Da mögen die Mäuse nur kommen, wir wollen ihnen die Brocken zuwerfen. Und jetzt zu Tisch, Frau Margarete hat den Imbiß gerichtet. Da kommt auch unser Junker. Berchtold, Du sollst bald keine Grillen mehr fangen! Ich weiß ein klein-fein Maidelein hinter Klostermauern, das schaut nach dem Trautgesellen aus. Der heißt Berchtold von Eberstein. Und das Maidelein heißt — rat wie's heißt?"

„Angla?" rief der Junker. „Wo ist sie, Herr Graf?"

„Ist erst von dem Wildschweinkopf und von dem Rehsiemer. Und trink dazu einen Becher Weinsberger, der gibt Feuer!"

„Aber ich hab' keinen Hunger!" rief Berchtold. „Ich will gleich weiterreiten —"

„Nichts da, Junkerlein," rief der Helfensteiner lachend und führte Berchtold an den Tisch. „Von der Liebe allein wird einer nicht satt. Erst ißt und trinkt, damit Du mit roten Backen und hellen Augen nach Lichtenstern kommst und nicht klapperdürr auf dem Gaule hängst wie der Tod vor Basel. Greift zu, ihr Herren, und laßt Euch's schmecken. Diesen Becher auf das Wohl aller Rittersleut und wer adlig ist. Was Sporen trägt, soll leben!"

Die Silberbecher klangen zusammen und beim frohen Mahle schwanden die Sorgen. Frau Margarete waltete in Würde und Freundlichkeit ihres hausfraulichen Amtes und der Ritter und der Junker fühlten sich ungemein geehrt, von einer Kaiserstochter bewirtet zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

*) Chronik des Stiftes Kempten, Baumann, Quellen, S. 302.

**) Mone, Quellensammlung, 2, 62 und 68.

Mukden.

Wenn die drei japanischen Heere nach den Schlachten bei Liaujang sich in besserer Verfassung befunden hätten, dürfen sie, den fliehenden Russen auf den Fersen bleibend, leicht bis nach Mukden, der alten Kaiserstadt, der Wiege der jetzt in China herrschenden Dynastie, haben vordringen können, womit ein wirkungsvoller Abschluß für den diesjährigen Feldzug erreicht worden wäre. Denn der Winter bricht bald mit all seiner Schärfe in der Mandschurei herein und wird die an das milde Seeklima gewohnten empfindlichen Japaner von größeren Operationen abhalten. Neuerdings laufen zwar Gerüchte um, die Russen wollten Mukden auch jetzt ohne Kampf den Japanern preisgeben und sich auf das nördlicher gelegene, leichter zu verteidigende Tieling zurückziehen; doch sprechen die seitherigen Angaben dagegen, und es müßte schon eine sehr nahe drohende und überwältigende Umfassung von Osten der durch Kuropatkin sein, die sie bestimmen könnte, dieser Gefahr ohne Kampf auszuweichen und damit ihrem Ansehen einen neuen Stoß versetzen zu lassen.

Jedenfalls verdient die Gräberstadt der chinesischen Dynastie durch die Ereignisse und die Kriegslage jetzt besonderer Aufmerksamkeit. Aus einem Aufsatze der Revue des deux Mondes sind schon einige charakteristische Züge dieser Städtebildes wiedergegeben worden; weit interessanter ist die Schilderung, die ein russischer Militär, der sibirische Generalgouvernement Wereschtschagin, gibt. Diese ist enthalten in dessen Schrift Russische Truppen und Offiziere in China 1901/02.

Bei der Ankunft mit der mandschurischen Bahn an der Station Mukden sieht man sich vergebens nach der Stadt um. „Station Mukden lese ich auf der Mauer des Bahnhofsgebäudes. Hätte ich jemals gedacht, daß man als zu dieser jagenumwobenen Stadt, dem chinesischen Moskau, auf so ruhige und bequeme Weise kommen könnte? Ich gehe auf den Bahnsteig und erkundige mich, wie weit es bis zur Stadt ist. 32 Kilometer. Am Bahnhof stehen etwa zehn zweirädrige chinesische bedeckte Wagen. Chinesische Kutscher bieten ihren Dienst an. Doch Gott möge mich davor bewahren, jemals in so einem Wagen zu fahren!"

Dieser Schnee lag auf den Feldern, als Wereschtschagin in der Troika von der westlich gelegenen Station Mukden zufuhr; alles war weiß, das Land eine große Ebene, auf der sich in den nächsten Tagen vielleicht eine furchtbare Schlacht entwickeln wird, diesmal unter merklicher Mitwirkung der russischen Kavallerie, die bei Liaujang zum Unwillen der Russen daheim so wenig von sich reden machte. Schnee! Also nicht der furchtbare Winter der Mongolei, in dem man monatelang keine Schneeflocke sieht und während dessen der Wind die eisige Luft den Menschen derzeit verderblich macht. Darum ist es in der Mandschurei doch nicht viel milder, wie wir unten sehen werden. „Ich bramte darauf, das Heiligtum Chinas zu sehen. Der Weg führt über eine Brücke; anscheinend ist sie für Jahrhunderte gebaut, denn mächtige Felsblöcke bilden ihre Pfeiler. Das Geländer ist mit Bildwerken aus weißem Stein geschmückt, an den Ecken stehen sagenhafte Tiere, halb Hund, halb Löwe. Vor uns liegt Mukden. Auf dem weißen Grunde heben sich dunkel die gemusterten, mit Drachen geschmückten Dächer der Häuser, die Triumphbogen und Tore ab. Wir fahren durch die Hauptstraße; sie ist ziemlich breit, und was mich vor allem wundert, nachdem ich so viele chinesische Städten gesehen habe, das ist die erstaunliche Sauberkeit. Die Straße ist glatt wie ein Tischtuch, die Decke hart gefroren, und ich fuhr, wie auf Schienen. Zu beiden Seiten der Straße zogen sich Reihen von Läden hin, die mit verschnörkeltem Schnitzwerk, das bemalt und vergoldet war, geschmückt waren, sowie mit charakteristischen chinesischen Schriftzeichen. Zeitweise sehe ich auch weiße Papierzettel angeklebt mit der russischen Aufschrift: Smirnoffscher Schnaps. An anderer Stelle ist deutlich zu lesen: Restaurant, und ferner auf chinesisch und russisch: Handlung von Typhoetai. Chinesen sowohl wie Europäer haben meist an ihrem Laden eine Darstellung der Waren, mit denen sie handeln, angebracht. So steht vor der Türe eines Ladens ein riesiger Schuh aus Holz, so hoch, daß man kaum hinaufreichen kann. Er ist sorgfältig bemalt und teilweise sogar vergoldet. Dies bedeutet, daß hier eine Schuhhandlung ist. Daneben hängen ganze Bündel aus Holz geschnitzten chinesischen Geldes; hier wohnt ein Wechsler. Einige Häuser waren ganz neu, andere nur ausgebessert, es waren die Spuren des Bürgerkrieges, die ich sah. Ich freute mich über die Gestalten, der ruhig hinter ihren Ladentischen sitzenden chinesischen Kaufleute. Die Chinesen treiben sehr gern Handel. Von Jugend auf ist es ihr Ideal, soviel Geld zu erwerben, um irgend ein Geschäft betreiben zu können. Und wenn der Chinese kein Geld hat, sich Waren zu kaufen, so fängt er einen Zeisig, setzt ihn in einen Käfig und geht damit nach dem Bazar. Nach einer Rundfahrt durch die Stadt begebe ich mich direkt zum Kommandanten. Dies war der alte, im Dienst ergraute Hauptmann Gaganidse. Klein, breitschulterig, mit wenigem Haupt- und Barthaar, machte er auf mich den Eindruck eines energischen und beweglichen Menschen. Zuerst wies er mir ein großes, aber kaltes Zimmer. Da ich jedoch bei dem starken Frost in dem großen Zimmer nicht warm wurde, erbat ich mir ein anderes. Zufällig war ein kleiner Raum mit einem richtigen Ofen frei. Es war am 6. Dezember, der Namenstag des Kaisers. Es sollte also Feldgottesdienst und Parade stattfinden. Mit einem Schlage wurde das Wetter sehr schlecht. Schneesturm bei 17 Grad Kälte. „Niemals habe ich in Rußland so unter der Kälte leiden müssen, wie bei jenem Feldgottesdienst in Mukden. Auch im vorigen Jahre, bei der Heiligen Georgsparade in Gitschin, war es sehr kalt, aber doch gar nicht mit jenem Tage in Mukden vergleichbar. In Gitschin schien während der Parade die Sonne, während wir in Mukden schlechtes Wetter, trüben Himmel, Schnee und Sturm hatten. Ich hatte das Gefühl, als ob mein unbedeckter Kopf vor Kälte zerspringen müßte."

Später machte Wereschtschagin dem Vertreter der chinesischen Regierung Dschandjun Besuch. Es ist ein noch rüstiger Mann mit kleinem Bart; etwa zehn chinesische Kürschner arbeiteten in seinem Zimmer. Sie bearbeiteten Zobelpelze für den kaiserlichen Hof. Alles dies wurde nach Peking geschickt, um dort als Neujahrsgeschenk Verwendung zu finden. Ueberall, an den Wänden, an den Fenstern und an der Decke hingen Zobelfelle und fertige Pelze. Mit ernsten Gesichtern bestimmten die Chinesen sorgsam die einzelnen Felle und nähten sie dann zusammen. Die fertiggestellten Pelze waren wunderbar schön. Der Dschandjun von Mukden ist ein liebenswürdiger und sehr entgegenkommender Herr; er machte Wereschtschagin nicht nur den üblichen freundlichen Gegenbesuch, sondern gab auch ihm zu Ehren ein Gastmahl. Er lud alle seine Mandarinen und auch die höheren russischen Beamten ein, so daß etwa 30 Personen zu Tisch waren. Das Diner dauerte 4—5 Stunden, es gab 40 Gänge. Der Dschandjun saß dem Dschandjun gerade gegenüber. „Als eine besonders schmackhafte Speise serviert wurde, fragte ich meinen Dolmetscher: „Was ist das für eine Speise und woraus wird sie bereitet?" Der Dschandjun, der meine Frage bemerkt hatte, sagt dem Dolmetscher etwas, lächelt freundlich und streicht sich seinen langen Bart. „Der Dschandjun läßt vom Herrn Oberst sagen, daß es etwas sehr Gutes ist. Eingeweide von Fröschen," — meldet der Dolmetscher."

Ein Rundgang durch Mukden gewährt den Anblick mancher merkwürdigen alten Gebäude, die uralten Türme ziehen aber hauptsächlich die Aufmerksamkeit auf sich. Man braucht nur einen von ihnen näher zu betrachten, um sich davon zu überzeugen, wie außerordentlich alt sie sein müssen. Ein achteckiger Turm von etwa 900 Fuß Höhe steht mitten in der Stadt. Von außen ist er verwittert, und aller Schmuck, der ihn einst geziert hat, ist verschwunden. Steilenweise sind Nischen angebracht, in denen steinerne Bildwerke und Figuren stehen, wahrscheinlich sind es Heilige. Auch Inschriften und andere Verzierungen waren teilweise erhalten, doch nur so hoch, daß man nichts bestimmtes erkennen konnte. Der chinesische Dschandjun wußte auch keine Auskunft zu geben.

Obwohl die Russen sich häuslich in Mukden niedergelassen hatten, so blieb doch das Innere des Kaiserpalastes unter ausschließlicher Aufsicht des Dschandjun, der zum Betreten die Erlaubnis geben mußte. Im Palaste war als Wache die zweite Kompagnie des ersten Ost-sibirischen Schützenregiments; der Kompagniechef Zwanoff wohnte in einem kleinen Häuschen am Eingang des Palastes. Der Dschandjun hatte zur Begleitung zwei Beamte und zwei Dolmetscher geschickt. Nach Einnahme und Besetzung Mukdens hatten die Russen zur Vermeidung von Plünderungen den Palast versiegelt; dieses Siegel wurde jetzt aufgebrochen, um später nach Beendigung des Besuches durch ein neues ersetzt zu werden. Der Palast besteht aus einer Reihe von Gebäuden, die sämtlich auf große Säle gebaut sind und von buntbemalten, vergoldeten, hölzernen Säulen getragen werden. Die Säulen haben einen Durchmesser von dreiviertel Meter. Die Decken sind getäfelt und bemalt, besonders mit blauer und grüner Farbe. „Der Hauptmann öffnete ein Pförtchen. Zuerst treten die chinesischen Beamten ein, dann folgen wir. Unter dem Namen Palast hat man eine ganze Reihe von Gebäuden, Pavillons und Lauben zu verstehen, die durch freie Plätze und Höfe getrennt sind. Vor uns steht ein großer Bau, zu dem eine hohe und breite Steintreppe emporführt. Sie schließt oben mit einer Plattform aus Marmor ab, die zu beiden Seiten mit Drachen geschmückt ist. Der Bau muß sehr alt sein. Er hat ein gelbes Ziegeldach, an dessen Enden ebenfalls Drachen angebracht sind. Im Innern des Gebäudes sind feinerlei Möbel. Wir gehen durch mehrere Höfe. Verschiedene Gebäude sind schon ganz verfallen und bilden eigentlich nur noch Schutthaufen. Einige liegen nur teilweise in Trümmern, und ihren Wänden leuchteten im Sonnenlicht Flecken von wundervoll gedämpften Farben. Zu unseren Füßen, im Schmutz und Schnee, lagen eine Menge Trümmer von diesem Wandschmuck.

Wir waren an ein niedriges, verfallenes Gemäuer gekommen. Wir klettern darüber, überschreiten noch eine alte Holzbrücke und treten dann in die offenstehenden Säle der berühmten Bibliothek von Mukden ein. Die kaiserliche Bibliothek zu Mukden ist unter den ersten Mandschus erneuert worden. In ihr werden alle historischen Nachrichten über die Mandschudynastie aufbewahrt, außerdem archäologische Funde, Steinplatten, und überhaupt alles, was auf die Geschichte der jetzigen Dynastie und des Mandschustammes Bezug hat. In einem besonderen Saale befinden sich die in gelbe Seide gebundenen Manuskripte der Kaiser über die Thronfolge, sowie Gesetze und eigenhändig vollzogene Urkunden. Das Gebäude, in dem sich diese Bibliothek befindet, ist zweistöckig und ebenso alt, wie die übrigen. Es ist gefährlich, auf die Balkons hinauszugehen, weil dieselben einstürzen können. Die Zimmer waren nicht besonders hoch. An den Wänden entlang und kreuz und quer in den Zimmern stehen Bücherregale, auf denen Kissen mit Büchern stehen. Ich trete auf den Balkon, der sich um das ganze Gebäude herumzieht, hinaus. Man hat von hier aus eine weite Aussicht. Wie auf der flachen Hand liegen alle Paläste vor einem. Mit künstlerisch schön sind alle die Gebäude. Die Dächer sind bei allen an den Ecken umgebogen. Das anfangs breite Dach wird immer schmäler und endigt schließlich mit Darstellungen von Drachen. An den Ecken sind verschiedene Figuren, wie Hunde und andere Tiere angebracht. Die Dächer sind aus bunten Ziegeln, grün, gelb und seltener blau. Wir steigen aus der oberen Etage in die untere herab. Ein hoher Saal. Auf den Gestellen liegen, in gelbe Seide gebunden, dicke Bücher, nach der Erklärung unserer „Schriftgelehrten" und Dolmetscher handschriftliche Urkunden der Kaiser, oder Dokumente, die sich auf das Kaiserhaus beziehen.

Wir treten auf einen etwa einen halben Morgen großen, fast quadratischen Platz, der die beschneit ist. Der Schnee knirscht unter unseren Füßen. Kapitän Iwanoff macht an einem zweistöckigen Gebäude Halt. Die Tür ist mit einem Wachsiegel verschlossen. Wir kommen in einen weiten Saal, der richtiger eine Niederlage. In der Mitte steht ein langer Tisch und lange der Wände sind durch mehrere Höfe. Verschiedene Gebäude sind schränke, Schränke und wieder Schränke. Sie alle waren einfach mit Tüchern verhängt, aber nicht abgeschlossen. Ich öffne einen. Er ist von oben bis unten mit Vasen aus schwarzer Bronze gefüllt. In jedem Schranke enthielt 20 Vasen, alle uralt und von den originellsten Formen. In der zweiten Etage herrschte ein furchtbares Durcheinander, wie wenn eine wilde Horde hier gehaust hätte. Auch hier standen Tische und Schränke an den Wänden. Es befand sich hier das Geschirr für die kaiserlichen Pferde und Wagen. Man sieht, daß sich bei der Eroberung der Stadt Chinesen hieher geflüchtet haben. Nachher hat man jedoch die Herren ersucht, sich zu entfernen. Man konnte dies daraus schließen, daß die meisten Kisten umgestürzt und völlig in Unordnung waren. Auf der Erde lagen leere Schachteln und Futterale, Fetzen von Kleidern und Halsketten. Daneben liegende Geschirre von hohem Werte, auf Silber mit Edelsteinen besetzt, ja ich glaube sogar einige aus Gold, waren nicht angerührt worden. Was stand nicht hier alles in Schränken, Gegenstände aus Bronze, Silber, Gold, Nephrit, Korallen, Türkis, Lapislazuli, Elfenbein, Schildpatt usw. Kostbare Gemälde, alte Gemmen mit lateinischen Inschriften, auf Pergament geschriebene Bücher mit Gemälden in Gold und bunten Farben. Alles dies lag bunt auf dem Boden und den Tischen umher."

Wenn in Wereschtschagin angesichts der hier so achtlos behandelten und wie im Staube liegenden Kostbarkeiten der Wunsch sich regte, das eine oder andere Andenken mit herauszunehmen, so ist das menschlich sehr verständlich. Die chinesischen Begleiter mit ihren mißtrauischen Blicken hinderten ihn daran so gut wie seine Ehrlichkeit. Damit, somit auch mit der orientalischen Versiegelung der Eingangstore ist aber nicht gesagt, daß von russischer Seite nicht doch Kostbarkeiten aus dem Palaste entwendet worden waren. Die kaiserliche Bibliothek in St. Petersburg weiß davon zu erzählen.

Ist die Elektrizität gesund?

Ist die Elektrizität gesund?

Ein sonderbares Evangelium verkündet ein Ingenieur namens Greer in der Wochenschrift Scientific American. Er schreibt nämlich der Benutzung der Elektrizität eine große gesundheitsfördernde Wirkung zu. Der magnetische Einfluß von elektrischen Motoren, die lange Zeit täglich in der Nähe eines Menschen arbeiten, soll sich in dessen körperlichem Befinden äußerst günstig bemerkbar machen. Dafür bringt Greer Beweise bei, die er in fast 20jähriger Erfahrung gesammelt hat. Auf allen Gebieten der Elektrotechnik hat er seine Beobachtungen gemacht und immer die beschriebene Einwirkung der Elektrizität bestätigt gefunden. Namentlich hat sich Gelegenheit dazu bei der Umwandlung von Kleinbahnen für den elektrischen Betrieb. Die Leute, die aus Rosselenkern Motorlenker geworden waren, verspürten in erster Linie den Segen der Elektrizität an ihrem Leibe; ihre Gesundheit hob sich in allen Fällen, und sie begannen Fleisch anzusetzen. Da sie dieselbe Straße wie früher unter denselben Witterungs- und sonstigen Verhältnissen befuhren, so konnte nach der Meinung von Greer die Besserung ihres Gesundheitszustandes nur in dem unwahrnehmbaren Magnetismus der Motoren oder in der Nähe starker elektrischer Ströme ihren Grund haben.

Der amerikanische Elektrizitätsapostel geht aber in seiner Beweisführung noch weiter ins einzelne, indem er auch einen angesehenen Arzt als Gewährsmann hinzuzieht. Dieser hat sich einmal, zwei schwindsüchtige Männer als Wagenführer bei einer elektrischen Bahn anzunehmen. Schon nach wenigen Monaten hatte sich ihre Gesundheit in ihrer neuen Stellung zusehends gekräftigt. Allerdings lag der Platz ihrer Tätigkeit in einer als besonders gesund anerkannten Gegend, ihr weiteres Schicksal aber bewies nach der Auffassung von Greer, daß nicht diesem Umstand, sondern nur dem Einfluß ihres Berufs der erfreuliche Wechsel ihres Befindens zuzuschreiben war. Nach etwa zwei Jahren nämlich gab der eine seine Beschäftigung auf und zog sich im gleichen Bezirk aufs Land zurück; schon innerhalb eines Jahres kehrte sein Leiden zurück, und er starb. Der andere blieb im Dienst und behielt seine Gesundheit. Als er aber einmal ein halbes Jahr aussetzte, ging es wieder so bergab mit ihm, daß er seine Tätigkeit wieder aufnahm, und dann bald wieder zu Kräften kam. Ein anderer, gesundheitlich sehr heruntergekommener Kutscher, der gleichfalls Motorwagenführer wurde, gewann im Verlauf von zwei Jahren anstelle seines früheren abgezehrten und nervösen Gesichts ein ganz blühendes Aussehen. Als er aber seine Beschäftigung wechselte, fiel er in zwei Jahren sichtlich zusammen und starb an allgemeiner Erschöpfung und Nervenschwäche. Ein Ingenieur, der aus Gesundheitsrücksichten ein südlicheres Klima aufsuchen wollte, nahm auf den Rat von Greer eine Stellung als Aufseher in der elektrisch betriebenen Druckerei einer großen Zeitung an. Obgleich er dort angestrengt und gerade zur Nachtzeit tätig sein mußte, wurde er binnen zwei Jahren in der dauernden Nachbarschaft der elektrischen Maschinen ganz gesund und kehrte dann wieder wie nach einer erfolgreichen Kur in seine Heimat und zu seinem früheren Beruf zurück.

Greer geht dann sogar so weit, die auffallende Besserung, die sich in dem Gesundheitszustand in den großen Städten während der letzten fünfzehn Jahre bemerkbar gemacht hat, auf die fast allgemein gewordene Anwendung elektrischer Kraft in den Straßenbahnen und ihre immer mehr zunehmende Verbreitung in industriellen Gebieten zurückzuführen. Es wäre also die Durchschwängerung der Großstadtluft mit unsichtbaren elektrischen Wellen, der die Bewohner der großen Ziegelsteinbauten mehr als allen anderen hygienischen Bemühungen zu verdanken hätten.

Die Frage an sich ist interessant genug, jedoch scheint der Glaube des Amerikaners an den allseligmachenden elektrischen Strom doch [illegible] erwiesen.

Allerlei aus Nah und Fern.

27. September.

1719: A. G. Kästner, Epigrammatiker, geb. Leipzig. 1825: Stephenson, Erfinder der Lokomotive, eröffnet die erste Eisenbahn. 1832: K. C. F. Krause, Philosoph, †, München. 1856: Karl Peters, Afrikaforschender, geb., Neuhaus a. d. E. 1870: Kapitulation von Straßburg.

28. September.

1832: Schlacht bei Mühldorf. 1868: Ludwig Rich-